



„Ich wollte ihn nicht verstecken“

Krause, Tilman in „Die Welt“, veröffentlicht am 09.03.2016

Ein Gespräch mit Inge Jens, Autorin und Frau von Walter Jens, ehemaliger Tübinger Schriftsteller, Literaturwissenschaftler und Rhetorik-Professor, die ein Buch über die Demenzerkrankung von ihrem Mann und die letzten gemeinsamen Jahre veröffentlicht hat („Langsames Entschwinden“).

Die Welt: Fast zehn Jahre haben Sie Ihren Mann Walter Jens als Demenzkranken gepflegt und erlebt. Wie wird einem klar, dass der Partner nicht mehr der alte ist?

Inge Jens: Das ist ein Prozess. Mein Mann entwand mir immer mehr. Unser gemeinsames geistiges Leben entwickelte sich immer weiter auseinander. Bald blieben nur noch Emotionen. Aber auch die verwandelten sich, hin zu einem Verhältnis, bei dem der eine den Part des Schutzbefohlenen einnimmt, der andere den Part dessen, der sich für ihn verantwortlich fühlt.

Die Welt: Gab es emblematische Situationen, die Ihnen den Übergang Ihres Mannes in eine neue Existenzform vor Augen führten?

Inge Jens: O ja. Vor allem am Anfang: Mein Mann zieht sich in seinen Lesesessel zurück, nimmt ein Buch zur Hand und liest. Als ich zu ihm gehe, merke ich aber, dass er es verkehrt herum hält. In späteren Phasen kam er oft mit einem Blatt Papier zu mir und bat mich, es abzutippen: „Du, der XY wartet noch auf sein Gutachten.“ Das hatte er in seiner Zeit als Professor oft getan, um für Studenten oder Doktoranden Stipendien zu erwirken. Doch das Blatt Papier enthielt nur Unstimmiges. Nie hat mein Mann so viele „Gutachten geschrieben“ wie zu der Zeit, als er schon gar nicht mehr schreiben konnte. Das war eine reine Fiktion, die aber dazu diente, noch so etwas wie ein Lebensgerüst aufrechtzuerhalten. Und: Er hatte lange das Bedürfnis, mir von dem zu erzählen, was ihn gedanklich beschäftigte. Meist war kaum zu erraten, worum es ihm eigentlich ging.

Die Welt: Haben Sie Ihren Mann wissen lassen, dass es keinen Sinn mehr ergab, was er sagte?

Inge Jens: Nein, ich habe mit ihm nicht über seinen Zustand gesprochen. Das hätte ihn vielleicht zu sehr gequält. Er wäre vielleicht auch böse geworden, denn zu der Zeit konnte er unter Umständen sehr aggressiv reagieren.

Die Welt: Sie beschreiben, dass Ihr Mann immer wieder zum Ausdruck brachte, dass er sterben wollte. Wie haben Sie darauf reagiert?

Inge Jens: Nun, mein Mann hat anfangs die Einschränkungen natürlich mitbekommen, die sein Leben immer weiter reduzierten. Und darunter hat er gelitten. Ich hatte aber nach einer gewissen Zeit den Eindruck: Wenn er sagte „Ich will tot sein“, meinte er eigentlich: „Ich will nicht so weiterleben, wie ich jetzt leben muss.“

Die Welt: Als Sie körperlich nicht mehr in der Lage waren, allein für ihn zu sorgen, hatten Sie das große Glück, eine Pflegerin zu finden, die oft zehn Stunden am Tag mit ihm verbrachte. Wie muss man sich das vorstellen?

Inge Jens: Er durfte immer mit ihr mitlaufen. Sie gingen zum Beispiel zusammen in den Supermarkt.

Quelle: <https://www.welt.de/kultur/literarischeswelt/article153089708/Ich-...>



Sie ließ ihn an die Regale, oder sie fuhr mal mit ihm Aufzug, wenn es ihm Spaß machte. Hauptsache, er war beschäftigt. Und er genoss es auch, dass er von so vielen Tübinger erkannt und begrüßt wurde. Die Leute sahen zwar, wie hilflos er war. Aber sie reagierten mit freundlichem Entgegenkommen. Da er mit einer einfachen Frau unterwegs war, trauten sich viele, den berühmten Herrn Professor anzusprechen, die das vielleicht nicht getan hätten, wenn ich an seiner Seite gewesen wäre.

Die Welt: Sie traten Ihren Mann an die Pflegerin ab?

Inge Jens: Sie wurde seine hauptsächliche Bezugsperson, keine Frage.

Die Welt: Die Jahre an der Seite eines Dementen sind für den gesunden Partner eine ungeheure Belastung. Wie haben Sie es geschafft, immer wieder Kraft zu schöpfen?

Inge Jens: Ich hatte Freunde, mit denen ich über mich und meinen Mann sprechen konnte. Ich brauchte und wollte ihn nicht verstecken. Das gab Kraft. Es kamen nicht mehr so viele Menschen zu uns wie früher, höchstens vier oder fünf. Aber die gingen dann auch verständnisvoll auf ihn ein. Hans Küng zum Beispiel (der Theologe, d. Red.) fütterte ihn immer mit feiner Schweizer Schokolade. Das wurde ein richtiges Ritual. Vorher aß mein Mann gar keine Schokolade!

Die Welt: Was war die schlimmste Erfahrung für Sie während der Krankheit Ihres Mannes?

Inge Jens: Besonders schlimm war immer, wenn er untröstbar traurig war. Manchmal reagierte er eine halbe Stunde lang nicht auf gutes Zureden. Dann wieder konnte man ihn ablenken, indem man mit ihm ein Gespräch über seine Mutter oder seinen Vater anfing. Manchmal konnte man mit ihm beten. Manchmal konnte man auch sagen: „Ich bin ja da. Aber jetzt leg dich hin und schlaf.“

Die Welt: Gab es auch positive Erfahrungen?

Inge Jens: O ja! Intime Momente. Da musste gar nichts passieren, da saßen wir nur beisammen, und auf einmal war da eine ganz große Nähe, die auch vom Partner empfunden wurde. Und dann die Freude, wenn es ihm gut ging. Denn er ist ja nicht nur unglücklich gewesen. Er hatte bis ganz zum Schluss immer wieder Momente von Zufriedenheit, Behagen und Lust.

Die Welt: Was würden Sie Menschen raten, die in eine vergleichbare Situation gelangen wie Sie?

Inge Jens: Sie müssen sich ausschließlich auf Ihr eigenes Gefühl verlassen. Herausbekommen, was dem kranken Partner Freude bereitet, auch wenn es so etwas scheinbar Sinnloses ist wie ein Gang durch den Supermarkt. Nehmen Sie keine Rücksicht auf Konventionen. Das Wesen der Krankheit ist ja gerade, dass sie sich außerhalb der Konvention abspielt. Man darf nicht zu ängstlich sein. Man muss auch mal etwas ausprobieren. Jeder Krankheitsverlauf ist anders. Ich würde fast sagen: Es gibt so viele Formen der Demenz, wie es Menschen gibt. Und schließlich: Machen Sie sich darauf gefasst, dass Sie ganz neue Seiten an Ihrem Partner entdecken werden. Das kann man auch als Abenteuer erleben. Als Zuwachs von Erfahrungen und von Einblicken in das, was Leben heißt.

Quelle: <https://www.welt.de/kultur/literarischeswelt/article153089708/Ich-...>

Demenz & Musik

Musikverarbeitung bleibt von den neurodegenerativen Veränderungen der Alzheimer Erkrankung häufig verschont. Während Sprache und andere kognitive Fähigkeiten kontinuierlich abbauen, scheinen musikalische Fähigkeiten weitestgehend erhalten zu bleiben.

Musikhören kann auf unterschiedlichen Ebenen wirken: Autobiographische Ereignisse bei Demenz Patienten sollen leichter erinnert, Aufmerksamkeitsprozesse, Gedächtnisleistungen, Sprachflüssigkeit verbessert werden. Vor allem Verhaltensauffälligkeiten wie Umherwandern, Verwirrung, Erregung, Gereiztheit oder Aggression sind häufig auftretende Symptome bei Alzheimer Patienten. Zahlreiche wissenschaftliche Studien belegen den positiven Einfluss rezeptiver Musiktherapie auf Demenz-Patienten. Musik kann beruhigen und entspannen, Unruhe und Agitationen mindern, Interaktionsfähigkeit und soziales Verhalten verbessern, Ängste, Depression oder Schmerzen lindern und Nachtschlaf fördern. Musik kann im Gegensatz dazu aber auch aktivieren und zu Bewegung animieren.

Der Musik werden ordnende, strukturierende Eigenschaften zugeschrieben, sie kann emotionalisierend und erinnerungsauslösend wirken, Gemeinschaftsleben und Interaktion fördern und kognitive Fähigkeiten stimulieren. In Folge verbessern sich auch Autonomie und Selbstwert der Alzheimer Patienten.

Quelle: <http://www.music-memory-emotion.com/musiktherapie/die-bedeutung-rezeptiver-musiktherapie-für-die-alzheimer-behandlung>



Demenz & Alzheimer

Der Begriff Demenz stammt ab vom lateinischen „dementia“, das soviel wie „Irresein, Unvernunft“ bedeutet. Bezogen auf die Wortbildungssilben „de“ (=weg) und „mens“ (=Geist) lässt sich auch eine wörtlichere Bedeutung i. S. v. „Entgeistigung“ ableiten (vgl. Grümme 1998, 27). Das Grundwort „mens“ bezeichnet neben der Denkkraft auch die Gemütsart. Die Ausprägung der Krankheitszeichen der Demenz im kognitiven und affektiven Bereich wird so auch begrifflich verständlich. Auf die historische Entwicklung des Begriffs kann hier nicht näher eingegangen werden; sie reicht z.B. von der „Abschlaffung des Denkens“ bei Philippe Pinell (1745-1826) über den „Altersblödsinn“ bei Emil Kraepelin (1856-1926), die teilweise heute noch im Volksmund gebrauchte „Verkalkung“ bis hin zur medizinisch nun gängigen Auffassung von der Demenz als psychopathologischem Syndrom, dem verschiedenste Erkrankungen zugrunde liegen können, klassifiziert im ICD-10 der WHO und im DSM-III-R der American Psychiatric Association (vgl. Wettstein 1991, 19-43).

Primäre Demenzen haben ihren Ursprung im Gehirn. Dort sterben Nervenzellen nach und nach ab, die Verbindungen zwischen den Zellen gehen dauerhaft verloren. Ärztinnen und Ärzte sprechen deshalb von neurodegenerativen Veränderungen. Diese wirken sich auf das Gedächtnis, das Denken, die Sprache, Orientierung und das soziale Verhalten aus – je nachdem, welche Hirnregion betroffen ist. Die Symptome der unterschiedlichen Demenzerkrankungen ähneln sich, doch es gibt auch große Unterschiede.

Vor allem die Ursachen einer Demenzerkrankung sind vielfältig. Bei der Alzheimerkrankheit sind es bestimmte Eiweißablagerungen im Gehirn, die den Stoffwechsel der Nervenzellen stören. Durchblutungsstörungen verursachen die zweithäufigste Demenzform, die vaskuläre Demenz. Weitere primäre Demenzerkrankungen sind die Lewy-Körperchen-Demenz und die seltene frontotemporale Demenz. Heilbar sind diese Demenzerkrankungen nicht, aber durch die richtige Therapie lässt sich ihr Verlauf verzögern.

Einige selteneren Demenzerkrankungen zählt man zu den sekundären Demenzen. Sie werden durch Depressionen, Medikamente, Alkoholsucht, Schilddrüsenerkrankungen oder eine Vitamin-Unterversorgung ausgelöst. Im Gegensatz zu Alzheimer und vielen anderen primären Demenzerkrankungen können sekundäre Demenzen mitunter geheilt werden, wenn die zugrunde liegende Erkrankung früh genug behandelt wird.

Quelle: <https://www.hausarbeiten.de/document/2481>



Honig im Kopf

Komödie von Florian Battenmann.

basierend auf dem gleichnamigen Film von Hilly Martinek und Til Schweiger.
In einer Bearbeitung von Heiner Kondschak.

Es spielen:

Amandus Rosenbach (Großvater) Berthold Biesinger
Tilda Rosenbach (Enkelin) Linda Schlepps
Niko Rosenbach (Sohn) Boris Rosenberger
Sarah Rosenbach (Schwiegertochter) Kathrin Kestler
Musiker, Pfarrer, Nachbar, Polizist, Heiner Kondschak /
Möbelpacker, Dr. Holst, Fahrkartenvende, Wolfgang Karrer

Regie:

Ilona Lenk
Heiner Kondschak
Matthias Betz, Leonie Gottschald,
Jeremias Heppeler, Ilona Lenk,
Mira Lenk

Regieassistenz:

Philipp Knöpfler
Yannik Henninger, Gernot Hloch,
Martina Koornstra, Mike Michelus,
Thomas Wißmann, Peter Wutz

Szenenfotos:

Maria Abt (Ltg.), Franziska Acker,
Elisabeth Locher
Richard Becker
2. November 2019, Melchingen
120 Minuten inkl. Pause

Impressum:
Herausgeber:
Theater Linden Hof,
Unter den Linden 18
72393 Burladingen-Melchingen
Tel.: 07126-92930,
www.theater-lindenhof.de
Spielzeit 2019/2020
Redaktion:
Simone Haug, Ilona Lenk
Layout: absurd orange



Das Glück

Text & Komposition: Heiner Kondschak

Glück, das ist Erinnerung, mein Kind
An Tage, die längst vergangen sind
Die schnell verblassen und aus dem Kopfe weichen

Das was nicht verschwunden ist
Das was überwunden ist
Daran sollst du kleben, denn sonst bleibst du nicht am Leben

Und das musst du sehen: das was einmal war
Ist sonst wie ungeschehen und wie schon nicht mehr wahr

Für all die Gedanken
Die du behältst, da sollst du danken
Und in dir wühlen, um dich selber noch zu fühlen

Wenn der Kopf sich von allein entlädt
Und du weißt nicht mehr, wie es weitergeht
Dann bist du allein, und das wolltest du nie sein

Kann man das verstehen? Das, was einmal war
Ist wie ungeschehen und einfach nicht mehr wahr



Barcarole

Hermann Hesse

Spiegellichter flackern hin und wieder,
Meine Barke wiegt sich breit und schwer
Über der Lagune auf und nieder,
Laut am Lido singt und schreit das Meer.
Meine Segel sind entschlafen
In der warmen Mittagsglut,
Meine Wünsche sind im Hafen
Und mein Ruder ruht.

Starkes, wunderliches Leben!
Meine Stirn hast du versengt,
Stürme hast du mir gegeben
Und mich aus der Bahn gedrängt.
Trotzig hast du mich im Sturm gefunden,
Spottend sah ich dir ins Angesicht;
Doch dem Zauber deiner Feierstunden,
Deiner Koselieder widersteh ich nicht.

Träumend hängt mein Blick am Himmelsbogen,
Wo ein Wolkenflug sich seewärts schwingt,
Träumend lausch ich auf den Chor der Wogen,
Der mir Frieden in die Seele singt.
Meine Segel sind entschlafen
In der warmen Mittagsglut,
Meine Wünsche sind im Hafen
Und mein Ruder ruht.



Venezianisches Notizbüchlein

Hermann Hesse, 17.04.1901

Seit einigen Wochen hatte das Heimweh nach Venedig mich geplagt. Sooft ich an Venedig dachte, war es wie ein mildes, warmes Lied, wie die Verheibung einer Liebesnacht, wie ein tiefer Klang voll schwelgerischer Schönheit und leiser, zart genossener Melancholie. Ich schloss dann die Augen und sah schwebend wie helle Schatten die Fassaden des großen Kanals, die stillen, schlanken Frauen mit schwarzen Schultertüchern und schwarzen Haarknoten, die nächtlichen Plätze und Promenaden und die mondversilberte Giebelkette von San Giorgio und der Guidecca. Durch mein schmales Fenster dringt der Duft des Wassers und feuchter Steine. Ich kann von hier aus von der Stadt nichts sehen als ein Stück Kanal, zwanzig Fuß lang und sieben Fuß breit, hohe Häusermauern mit toten, unregelmäßige verteilten Fenstern, darüber zwei Schornsteine und einen schalen, süßen Streifen Himmelsbläue. Ich liege am Fenster und atme voll und tief, höre das leise Gleiten einer unsichtbaren Frachtkarre und das leise Plaudern von zwei unsichtbaren Ruderern und sehe den schmalen, lichten Himmel über den harten Umrissen, der flachen Dächer glänzen. Auf diese Stunde habe ich wochenlang gewartet, auf diese Stille zwischen Stein und Wasser, auf diese milde, satte Luft, auf dies leise schüchterne Heimatgefühl der Weltferne und des Ausruhens. Das ist Venedig!

